

HETERONORMATIVITÄT REVISITED

Komplexitäten und Grenzen einer Kategorie

Sabine Hark

Unter dem ewig gestrigen Titel »Der ewige Unterschied«, illustriert durch ein reizendes, gemischtgeschlechtliches Zwillingsspaar in Rosa und Blau, die eine drapiert mit Puppe, der andere mit Roboter, teilt die ZEIT in der Ausgabe vom 28.06.2007 gleich auf der Titelseite und ohne weitere Umschweife und Umstände Folgendes mit: Mädchen bleiben Mädchen und Jungen Jungen! Und daran könne auch alle Erziehung nichts ändern. In der Abteilung »Wissen« geht es sachkundig weiter: Alle erzieherischen Versuche, aus Mädchen und Jungen geschlechtsneutrale Wesen zu machen, seien gescheitert. Das sage im Übrigen auch »die Forschung«! Erziehung und Umwelt nämlich könnten nur gestalten, was ihnen die Natur vorgebe. Gegen Gene und Hormone jedenfalls könnten weder Eltern noch Werbung etwas ausrichten. Denn »gegen die Natur«, versichert der Autor Burkhard Strassmann, »kommt nur an, wer sie akzeptiert«.

Um diese Unausweichlichkeit der Natur festzustellen, reicht dem ZEIT-Autor_innen-Team zum einen der Verweis auf den schon zu Zeiten seines Erscheinens 1983 zweifelhaften Bericht des gescheiterten Selbstexperiments von Marianne Grabrucker, *Typisch Mädchen ... Prägung in den ersten drei Lebensjahren*, ihre Tochter geschlechtsneutral zu erziehen, zum anderen ein Blick in deutsche Kinderzimmer und -gärten, in Spielzeuggläden und Schulen. Denn dort wimmele es nur so von raufenden Jungs, die aus jedem Aststück ein Gewehr machten, um in die Welt zu ziehen und Monster zu killen, und sittsamen Mädchen in goldenen Schühchen und Glitzerkleidern, die auch mit einem Rennauto nicht mehr anzufangen wüssten, als Kleinfamilie zu spielen. Wo diese selbst eine kaputte Puppe lieber zur Hand nähmen als einen multifunktionalen Hightech-Bagger, bekämen jene Schreikrämpfe, landeten sie in der Spielzeugabteilung versehentlich in der pinkfarbenen Welt von Barbie.

Sollte ich vorher noch im Zweifel gewesen sein, ob es immer noch nötig ist, über Heteronormativität, deren Logik und Effekte, nachzudenken, so war ich jetzt eines Besseren belehrt. Insofern war ich der ZEIT auch wiederum dankbar, hatte sie mich doch daran erinnert, wie es wirklich in der Welt zugeht: Jungs sind Jung und Mädchen Mädchen – und schon die vierjährigen Kerle kennen das ABC bundesdeutscher, heteronormativ verfügter Geschlechterarrangements sehr genau: »Wenn wir groß sind, heirate ich dich. Ich verdiene Geld, und du kochst.«

Was die Zusammengehörigkeit von Mann und Weib angeht, so weiß sich der ZEIT-Autor in unangefochtenem Einvernehmen mit dem Vierjährigen. So sicher

wie dieser bereits zu wissen meint, dass Männlein und Weiblein zusammengehören – und zwar in einer spezifischen Weise zusammengehören –, so sucht jener uns Glauben zu machen, dass ihn mitnichten Befürchtungen umtreiben, wie sie etwa die US-amerikanische Autorin Daphne Patai Ende der 1990er Jahre für die dortigen Verhältnisse hegte, dass nämlich Heterosexualität nicht länger die Norm, sondern in die Defensive geraten sei. Im Gegenteil: Die Natur gibt vor, was wir geschlechtlich werden können. Dieses Skript ist zwar in Maßen variabel; unsere Rollen als komplementär und zugleich kontradiktorisch aufeinander bezogene sind allerdings unausweichlich – und sie sind *heteronormativ grundiert*.

Die Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit, deren Prinzipien Suzanne Kessler und Wendy McKenna schon Ende der 1970er Jahre destilliert hatten – dass es nämlich zwei und nur zwei Geschlechter gibt, dass diese zwei Geschlechter biologisch (natürlicherweise) gegeben sind und sich im Laufe eines Lebens niemals ändern, dass alle Personen ausnahmslos natürlicherweise einem Geschlecht angehören, dass schließlich die Genitalien als der objektive Beweis eines Geschlechts gelten, und, so muss man Kessler/McKenna ergänzen, dass diese beiden Geschlechter sich natürlicherweise wechselseitig begehren, Heterosexualität also als Regime der Regulierung von Geschlecht fungiert und zugleich der Sinn von Zweigeschlechtlichkeit ist –, ist hier das unbestrittene Maß aller Dinge und Verhältnisse.

Ein besseres Beispiel für die Logik und Effekte von Heteronormativität als das der ZEIT hätte ich mir also selbst kaum ausdenken können, wenn Heteronormativität, allgemein gesprochen, meint, dass die Zwei-Geschlechter-Ordnung und das Regime der Heterosexualität in komplexer Weise nicht nur koexistieren, sondern in einem Verhältnis wechselseitiger Bedingtheit und Ko-Konstruktion zueinanderstehen, sie sich wechselseitig stabilisieren, jeweils ihre »Naturhaftigkeit« garantieren sowie ihre affektive Aufladung voneinander beziehen. Und wenn Heteronormativität als analytisches Konzept auch darauf zielt, das sichtbar zu machen, was am wenigsten sichtbar ist: Dass Heterosexualität als Identität und Institution, als Praxis und als System so beharrlich ist, gerade weil in der Regel nicht von ihr gesprochen wird, weil sie als unsichtbare, gleichwohl mächtige Textur des Sozialen und insbesondere als mächtige Technologie des Geschlechts operiert. *Thinking straight* nennt das die US-amerikanische Soziolog_in Chrys Ingraham. Ingrahams Hinweis, dass die vergeschlechtlichenden Operationen von Heterosexualität *im Denken* selbst verborgen werden und dies im Effekt ihren naturalisierten Status, ihre Unbefragtheit ausmacht, Heterosexualität also das ist, was »richtig« ist, liefert einen ersten Hinweis, wie die Logik von Heteronormativität zu denken und ihre Effekte zu verstehen sind. Heteronormativität sei ein *Gefühl der Richtigkeit*, schreiben Michael Warner und Lauren Berlant. Heteronormativität bezeichnet dabei jenes Ensemble von Institutionen, Strukturen des Verstehens und praktischen Orientierungen, das Heterosexualität als kohärent und privilegiert erscheinen lässt. Diese Kohärenz, fahren Berlant und Warner fort, sei immer provisorisch und die Privilegiertheit von Heterosexualität kann verschiedene, auch widersprüchliche Formen annehmen: *unmarkiert*, als die grundlegende Sprache des

Persönlichen und Sozialen; *markiert*, als natürlicher Zustand – es ist die unabweismbare Notwendigkeit der Reproduktion der Gattung, die den Geschlechterunterschied heterosexuell-kontradiktorisch strukturiert; oder *projiziert*, als Ideal oder moralische Errungenschaft.

Heteronormativität besteht daher weniger aus Normen, die als Doktrin zusammengefasst sind – auch wenn Normen Teil des Ensembles sind –, als eben aus diesem Gefühl der Richtigkeit, das in widersprüchlichen Manifestationen – oft unbewusst und den Praktiken und Institutionen selbst immanent, mit Pierre Bourdieu gesprochen: auf der Ebene der *hexis* existierend – produziert wird. Kontexte, die kaum sichtbare Beziehungen zu sexuellen Praktiken haben, sind in diesem Sinne heteronormativ.

»Heterosexualität historisch sichtbar zu machen«, kommentiert vor diesem Hintergrund Eve Kosofsky Sedgwick, »ist deshalb so schwierig, weil es der Heterosexualität unter ihren verschiedenen institutionellen Pseudonymen wie Erbschaft, Heirat, Dynastie, Familie, Domestizität oder Bevölkerung erlaubt wurde, sich vollständig als die Geschichte selbst zu maskieren.«

Als »die Geschichte selbst« maskiert zu sein, bezeichnet im eigentlichen Sinne, was Carol Hagemann-White im deutschsprachigen Raum schon 1984 als das »Tabusystem Heterosexualität« bezeichnet hat, nämlich die gesellschaftliche Übereinkunft, weder von der sozialen und historischen »Natur« der Heterosexualität zu sprechen noch von ihrer Abhängigkeit von Homosexualität und ihrer intimen Verquickung mit Zweigeschlechtlichkeit, dass sie diese anleitet, reguliert und deren inneres Organisationsprinzip darstellt.

Mit dem Begriff der Heteronormativität sucht Queer Theorie nun genau diese Übereinkunft zu brechen und Heterosexualität als Norm und Institution, Praxis und Matrix zum Objekt des Wissens, zum Ziel von Kritik zu machen. In den Blick gerückt werden die Reproduktionsmechanismen, Vernetzungen und institutionellen Zwänge, die dafür sorgen, dass Heterosexualität als zeitlos, unveränderbar und als Inbegriff von Geschichte gleichsam jenseits von Geschichte erscheint. Analysiert wird, wie Heterosexualität eben als Identität und Institution, als Praxis und System eingewoben ist in Geschlechterkonzeptionen, in Nation, Recht, Ehe, Familie und Verwandtschaft, Körper, Individualität, Familie oder wohlfahrtsstaatliche Systeme; wie sie eingeschrieben ist in (alltags-)kulturelle Praxen, wie Fotos in der Brieftasche tragen, Familienpackungen einkaufen, Gäste empfangen, Weihnachten feiern, eine Waschmaschine kaufen, ein Formular ausfüllen oder Diät halten, und wie Heteronormativität ökonomische Verhältnisse strukturiert, etwa in der geschlechtlichen Arbeitsteilung, ohne dass sie eben selbst als soziale Textur beziehungsweise als produktive Matrix von Geschlechterverhältnissen, Körper, Familie, Nation sichtbar werden muss.

Queere Theorie, so Steven Seidman, kritisiert daher die Sicht, Homosexualität sei ein Persönlichkeits- oder Gruppenmerkmal, gleich ob dieses mit einem natürlichen oder sozialen Ursprung erklärt wird. Denn diese Perspektive lässt die Bina-

rität von Heterosexualität/Homosexualität als Meisterrahmen für die Konstruktion von Selbst, sexuellem Wissen und sozialen Institutionen intakt. Ein theoretisches und politisches Projekt, das ausschließlich darauf zielt, Homosexualität zu normalisieren und Lesben und Schwule als soziale Minderheit zu legitimieren, stellt jedoch, so Seidman, keine Herausforderung dar für ein Regime, das Körper, Begehren, Verhalten und soziale Beziehungen im Rahmen einer binär organisierten Begrifflichkeit von sexueller Präferenz definiert.

Mit dem Konzept der Heteronormativität ist also ein extrem weitreichender analytischer Anspruch verknüpft. Es zielt eben nicht nur auf die Frage, wie sexuelle Identität und Praxis reguliert wird, vielmehr soll damit, wie Peter Wagenknecht bündig formuliert, »Heterosexualität als Norm der Geschlechterverhältnisse, die Subjektivität, Lebenspraxis, symbolische Ordnung und das Gefüge der gesellschaftlichen Organisation strukturiert«, gefasst werden. Heteronormativität, so Wagenknecht weiter, affiziert Subjekt-Konstitution, wirkt als »apriorische Kategorie des Verstehens«, setzt ein »Bündel von Verhaltensnormen«, reguliert Wissensproduktion, leitet politisches Handeln und strukturiert Ressourcenallokation.

Inwieweit dieser weiträumige Anspruch tatsächlich einlösbar ist, kann ich hier und heute nicht diskutieren. Ich will aber abschließend auf einige Begrenzungen aufmerksam machen.

Wenn Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit sowie Geschlechterhierarchie konstitutiv verknüpft sind, kann auch das Eine nicht ohne das Andere verstanden werden. Wie das Regime der Heterosexualität organisiert ist, wird daher ohne ein Verständnis der spezifisch modernen Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit, ihrer Reproduktion, aber auch der Möglichkeiten ihrer Transformation nicht möglich sein. Eine der wesentlichen Gefahren ist daher die, dass die für Queer Theorie zunächst notwendige Abgrenzung gegenüber feministischer Theorie – Annette Schlichter (2005) spricht gar davon, dass queere Theorie das feministische Denken provinzialisieren musste, um sich als Protagonist_in einer radikalen Sexualitätskritik zu instituieren –, um die Perspektive auf die Dichotomie hetero/homo zu schärfen und Heteronormativitätskritik zu etablieren, selbst zu einer Provinzialisierung im Denken führt. Anders gesagt, die Extension des Erklärungspotenzials von Heteronormativität führt paradoxerweise zu ebensolchen epistemischen Bornierungen, wie queere Theorie sie dem feministischen Denken vorgeworfen hat. Das betrifft, wie gesagt, im Wesentlichen die Vernachlässigung von *Geschlechterhierarchie* als gleichsam innere Rationalität von Heterosexualität; aber auch die Homogenisierung von Heterosexualitäten beziehungsweise – und dies trotz des Zuwachses an Erkenntnismöglichkeit durch die Unterscheidung von Heteronormativität und Heterosexualität – die Verquickung von Heterosexualität mit heterosexueller Sexualität sowie paradoxerweise die Vernachlässigung der Frage, wie Heteronormativität Heterosexualitäten organisiert.

Heteronormativität strukturiert jedoch nicht nur die hetero/homo-Unterscheidung, sie organisiert nicht nur, wie und welche Homosexualitäten gelebt werden

können, sie strukturiert auch das Feld von Heterosexualitäten, indem sie hegemoniale und subordinierte Formen von Heterosexualitäten schafft. So bleibt nicht nur die Machtkonfiguration »Heterosexualität« letztlich unbeleuchtet, produziert wird in der Tendenz auch eine binär organisierte, statische Opposition von transgressiven queeren Positionen und monolithisch gedachten, normalisierten hetero-Positionen. Doch wenn es Sexualität ebenso wenig wie Geschlecht jenseits von Kontext gibt, wenn selbstredend auch heterosexuelle Subjekte durch eine Vielfalt sich ergänzender und miteinander konkurrierender Diskurse konstituiert werden, kann eben auch (Hetero-)Sexualität nur kontextualisiert als je spezifische Figuration gedacht werden.

Wenn wir daher verstehen wollen, wie Geschlecht und Sexualität als Modalitäten von Macht operieren und wie sie ineinandergreifen, so scheint mir vor diesem Hintergrund entscheidend zu sein, präsent zu halten, dass es weder Fragen ›des‹ Geschlechts noch ›der‹ Sexualität gibt, die nicht immer auch Fragen der Organisation beispielsweise von »Rasse«, Ort oder Klasse sind. Denn es gibt, so Biddy Martin, »keine Fragen des Begehrens, die nicht immer auch Fragen der ›Rasse‹, der familiär bestimmten Loyalitäten oder Übertretungen, der einer bestimmten Klasse oder ›Rasse‹ angemessenen Weiblichkeit, Männlichkeit, erotischen Position oder Rolle sind. Diese Verbindungen werden von Konstruktionen vorgeblich einheitlicher natürlicher Geschlechter und heterosexueller Komplementaritäten hartnäckig verschleiert.«